Blättler · Hrsg.
Kunst der Serie

TRAJEKTE

Eine Reihe des Zentrums für
Literatur- und Kulturforschung Berlin

Herausgegeben von

Sigrid Weigel und Karlheinz Barck

Kunst der Serie

Die Serie in den Künsten

Herausgegeben von
Christine Blättler

Wilhelm Fink

Umschlagabbildung:
Milena Aguilar, *Petits Fours* (2009)
© VG Bild-Kunst, Bonn 2010

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2010 Wilhelm Fink Verlag, München
Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-5005-0

CORD RIECHELMANN

Reden wie ein Hund – Pfeifen wie eine Maus – Lernen wie ein Dachs

Über abgebrochene Serien des Tier-Werdens in Kafkas Erzählungen

Die Formel vom ›Gesetz der Serie‹ markiert für einen Biologen den Gegenpol zu dem, was bei Darwin gesagt wird. Die Darwinsche Variante der Theorie von der evolutionären Transformation des Lebens ist bis heute in der Form des Urtextes die radikalste Installation des Zufalls überhaupt. Mit radikal meine ich, dass Darwin der erste der Zufallstheoretiker war, der damit überhaupt kein Problem hatte. Darwin fand die Zufallsherrschaft weder schlecht noch gut. Auch wenn er es zu schätzen wusste, dass ihn der Zufall ins Milieu der englischen Gentlemen, die dem Kampf ums Dasein entrückt waren, gesetzt hatte. »Ich hatte viel Freizeit, weil ich nicht selbst mein Brot verdienen mußte«, beschrieb der durch ein Erbe vom universitären wie sonstigen Wirtschaftsbetrieb befreite Darwin seine Situation. Der ganze Ton und Stil Darwins ist von einer sprachlichen Gelassenheit, wie sie nicht nur unter den Darwinisten in der Nachfolge Darwins, sondern auch unter den Zufallstheoretikern vor ihm und zu seiner Zeit völlig allein dasteht. Darwin vergreift sich nur immer wieder und berechenbar im Ton, wenn er gegen Jean-Baptiste Lamarck polemisiert. Lamarck verdankte Darwin nicht nur die Idee der Transformation der Arten in der Geschichte, also die Nichtkonstanz der von Linné in eine stabile Ordnung gebrachten Naturerscheinungen. Darwin hatte von Lamarck auch den Gedanken übernommen – oder einfach: abgeschrieben –, der besagt, dass es in der Natur nur Individuen gibt; damit hatte er die Realität von Gattungen und Arten bestritten.

Das ist bis heute eine schwer anschaulich zu machende Hypothek der Theorie der Transformation der Arten, auch Evolutionstheorie genannt. Denn man kann berechtigterweise fragen: Wie das denn gehen soll, als individueller Hund oder Mensch mit der Hundheit oder Menschheit in Austausch zu treten, wenn es die Mensch- oder Hundheit gar nicht gibt, sondern nur mich als irgendeinen Menschen, der mit anderen Menschen oder Hunden mehr oder weniger glücklich versuchen muss, Kontakt aufzunehmen, um an sein Brot zu kommen.

»In meinem Erdhaufen kann ich natürlich von allem träumen, auch von Verständigung, obwohl ich genau weiß, daß es etwas derartiges nicht gibt, und daß wir in dem Augenblick, wenn wir einander sehen, ja wenn wir einander nur in der Nähe ahnen, gleich besinnungslos, keiner früher, keiner später, mit einem neuen anderen Hunger, auch wenn wir sonst völlig satt sind, Krallen und Zähne gegeneinander auf tun werden«, sagt der Dachs zum Ende in seinem wunderbaren Monolog zur Lage des Dachses, dem Kafka den programmatischen Titel *Der Bau* gegeben hat.

Bevor man aus dem Satz allerdings ein sozialdarwinistisches Statement nach dem unheimlichen Motto vom ›Kampf aller gegen alle‹ ableitet, möchte ich doch einen Blick auf die Biologie des Dachses vorschalten. Dachse sind Einzelgänger – das ist, wie die Verhaltensbiologie sagt, ihr Programm. Dachse treffen sich nur zur Paarung, und die halten sie auch zeremoniell sehr kurz. Wenn die Paarung vollzogen ist, erlahmt das Interesse der Geschlechter aneinander gleich wieder. Bisher hat man im Dachssozialsystem noch keine Abweichung beziehungsweise Flexibilität, wie das heute genannt wird, feststellen können. Obwohl auch Dachse wie die ebenfalls lange als Einzelgänger betrachteten Orang-Utans, Tiger oder Füchse manchmal gesellig werden, etwa wenn man sie zusammen in Menschenobhut großzieht. In Menschenobhut können junge von Menschenhand aufgezogene Dachse sogar sehr zahm werden. Daher kennt man eine Eigenheit der Dachsheit, auf die es mir hier ankommt: Man kann Dachse nur bedingt erziehen. Sie reagieren nämlich nicht auf negative Verstärker, wie man im Fachjargon all jene Bestrafungstechniken von Ausschimpfen, Futterentzug über Prügel bis zu Elektroschocks nennt, die immer noch die Grundlage fast jeder Dressur, sei es im Zirkus, im Pferdesport oder Hundespektakel bilden. Der Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt ist an dieser Eigenheit des Dachses im Falle seines von Hand aufgezogenen zahmen Dachses schier verzweifelt, bis er erkannte: Dass es Tiere gibt, die die Reaktion auf den negativen Verstärker nicht in ihrem Verhaltensprogramm haben und somit undressierbar sind. Eibl mochte seinen Dachs aber trotzdem, und nachdem er es aufgegeben hatte, dem Dachs das freie Geruchsmarkieren im Haus verbieten zu wollen, gestaltete sich das Zusammenleben auch wieder ohne Verzweiflung.

Damit bin ich bei meinem Titel angekommen: Reden wie ein Hund – Pfeifen wie eine Maus – Lernen wie ein Dachs. Über abgebrochene Serien des Tier-Werdens in Kafkas Erzählungen. Das Vorhaben ist der Versuch, anhand dreier Erzählungen Kafkas – nämlich die *Forschungen eines Hundes*, *Josefine, die Sängerin* und *Der Bau* – eine Art Entwicklungslinie im Tier-Werden Kafkas aufzuzeigen, die mit dem unerziehbaren Dachs abbricht, aber damit nicht, wie man Kafka oft unterstellt hat, im unentschiedenen Nichts landet, sondern einen Ausweg zeigt, mit dem man leben kann. Das hoffe ich zum Ende deutlich machen zu können.

Meine Reihung der Geschichten ist dabei willkürlich, das sieht man bereits an den Erscheinungsdaten. *Josefine, die Sängerin* erschien erstmals 1924 in der Osternummer der *Prager Presse*, in einer Beilage mit dem Titel »Dichtung und Welt«. *Forschungen eines Hundes* und *Der Bau* erschienen zuerst 1931 in dem von Max Brod und Hans Joachim Schoeps herausgegebenen Band nachgelassener Erzählungen mit dem Titel *Beim Bau der chinesischen Mauer*. Die Themen, die für mich die Geschichten verbinden, lassen sich grob mit den Begriffen Werden und Lernen einkreisen, und ihr Ort ist die Welt nach der neolithischen Revolution. Neolithische Revolution ist in diesem Zusammenhang nicht irgendein Begriff, sondern – mit einem Wort von Gilles Deleuze und Felix Guattari – eine Intensität. Wenn man ein herausragendes Moment der neolithischen Revolution hervorheben will, das die Mensch-Welt-Beziehung revolutioniert hat, dann ist es die Erfindung des Hauses. Seitdem sind wir sesshaft, und seitdem müssen wir sprechen, weil wir

nicht mehr einfach weiterziehen können. In der neolithischen Revolution wird das Sprechen – noch nicht die Schrift, die gab es noch nicht – verbindlich, weil man im Haus oder ums Haus reden lernen muss. Für mich ist Kafka so ein neolithischer Verstand. Der Neolithiker reist nicht mehr gern und ist schon dadurch gezwungen, allgemein verständliche sprachliche Figuren zu entwickeln. Aristoteles nennt sie in der Rhetorik Gemeinplätze. Allgemeine Topoi. Sie sind das Gerüst der Rede, ohne das es keine Rede gibt, das aber normalerweise von spezifischen Topoi verdeckt wird. Der Bäcker redet Bäckerdeutsch, Uli Hoeneß Fußballspeech, und die Wissenschaften haben sich so spezialisiert, dass ein biologischer Systematiker einen Molekularbiologen – wenn überhaupt – nur noch bruchstückhaft versteht.

In diese gesellschaftliche Situation hinein schreibt Kafka die *Forschungen eines Hundes*. Meine These dazu ist, dass das Reden des Hundes in den Forschungen der Versuch ist, der Sprache wieder die Figuren des aristotelischen Gemeinplatzes zurückzugeben. Und zwar dezidiert nicht in unserem Sinne von Gemeinplatz, womit wir sinnentleerte Redensarten oder kraftlose Metaphern bezeichnen wie etwa ›auf den Hund gekommen‹. Die Wendung ›auf den Hund gekommen‹ findet man in den Forschungen nicht, dafür jede Menge Hinweise darauf, dass das allgemeine Gerüst der Rede nicht funktioniert.

Hunde, die auf Hunderufe gar nicht antworten, ein Vergehen gegen die guten Sitten, das dem kleinsten wie dem größten Hunde unter keinen Umständen verziehen wird. Waren es etwa doch nicht Hunde? Aber wie sollten es denn nicht Hunde sein, hörte ich doch jetzt bei genauerem Hinhorchen sogar leise Zurufe, mit denen sie einander befeuerten, auf Schwierigkeiten aufmerksam machten, vor Fehlern warnten, sah ich doch den letzten kleinsten Hund, dem die meisten Zurufe galten, öfters nach mir hinschielen, so als hätte er viel Lust, mir zu antworten, bezwänge sich aber, weil es nicht sein dürfe. Aber warum durfte es nicht sein, warum durfte denn das, was unsere Gesetze bedingungslos immer verlangen, diesmal nicht sein?,

schreibt Kafka, und man kann anfügen: gute Frage. Für mich sind die Forschungen eines Hundes – auch gegen Kafkas selbst geäußerte Intentionen – eine genaue Analyse des aus dem Lot gekippten Sprachlebewesens Mensch. Die Sprache hat ihren sozialen oder politischen: kollektiven Charakter eingebüßt, und der forschende Hund versteht die Welt nicht mehr. Wenn ich sage: gegen Kafkas Intention, dann beziehe ich mich auf einen Tagebucheintrag vom 9. Februar 1915, in dem Kafka notiert: »Gestern und heute ein wenig geschrieben. Hundegeschichte. Jetzt den Anfang gelesen. Es ist häßlich und verursacht Kopfschmerzen. Es ist trotz aller Wahrheit böse, pedantisch, mechanisch auf einer Sandbank ein noch knapp atmender Fisch. Ich schreibe ›Bouvard und Pécuchet‹ sehr frühzeitig.«

Genau das aber tut der Anfang der Geschichte heute nicht, in einem gesellschaftlichen Stadium der Segregation und Atomisierung Einzelner, wie ihn Kafka vielleicht ahnte, aber bestimmt noch nicht sehen konnte. Die Geschichte beginnt so:

Wie sich mein Leben verändert hat und wie es sich doch nicht verändert hat im Grunde! Wenn ich jetzt zurückdenke und die Zeiten mir zurückrufe, da ich noch inmitten der Hundeschaft lebte, teilnahm an allem, was sie bekümmert, ein Hund unter Hund, finde ich bei näherem Zusehen doch, daß hier seit jeher etwas nicht

stimmte, eine kleine Bruchstelle vorhanden war, ein leichtes Unbehagen, inmitten der ehrwürdigsten volklichen Veranstaltungen mich befiel, ja manchmal selbst in vertrautem Kreise, nein nicht manchmal, sondern oft, der bloße Anblick eines mir lieben Mithundes, der bloße Anblick, irgendwie neu gesehen, mich verlegen, erschrecken, hilflos ja mich verzweifelt machte.

Das ist, finde ich, eine ganz gute Zustandsbeschreibung eines Einzelnen, der durch den Prozess einer spezifischen Individuation hindurchgegangen ist und dabei so etwas wie Freiheit entdeckt hat, jetzt aber nicht mehr zurückfindet zur allgemeinen Hundeschaft. Denn dem Hund ist etwas passiert: Er hat gelernt, jetzt weiß er etwas und kann damit doch nichts anfangen. Daran ist die Wissenschaft schuld. Kafka verfällt dabei aber nicht wie Flauberts Abschreibehelden in einen Rausch des alles Wissenwollens, sondern der forschende Hund sondiert die Lage, stellt Unterschiede zu anderen Hunden fest, reißt sich zusammen und steht wie Kafka vor der »ungeheuren Welt, die ich im Kopfe habe. Aber wie mich befreien und sie befreien, ohne zu zerreißen. Und tausendmal lieber zerreißen, als in mir zurückhalten oder begraben. Dazu bin ich ja hier, das ist mir ganz klar«, wie Kafka im Tagebuch notiert.

Die Stelle hätte auch der Hund schreiben können. Denn die Forschungen eines Hundes gehören zu den wenigen Texten Kafkas, in denen es explizit um Freiheit geht. Hier steht der Fortschritt der Freiheit im Weg. Der Hund stellt fest:

Man rühmt oft den allgemeinen Fortschritt der Hundeschaft durch die Zeiten und meint damit wohl hauptsächlich den Fortschritt der Wissenschaft. Gewiß, die Wissenschaft schreitet fort, das ist unaufhaltsam, sie schreitet sogar mit Beschleunigung fort, immer schneller, aber was ist daran zu rühmen? Es ist so, als wenn man jemanden deshalb rühmen wollte, weil er mit zunehmenden Jahren älter wird und infolgedessen immer schneller der Tod sich nähert. Das ist ein natürlicher und überdies ein häßlicher Vorgang, an dem ich nichts zu rühmen finde. Ich sehe nur Verfall, wobei ich aber nicht meine, daß frühere Generationen im Wesen besser waren nur jünger, das war ihr großer Vorzug, ihr Gedächtnis war noch nicht so überlastet wie das heutige, es war noch leichter, sie zum Sprechen zu bringen, und wenn es auch niemandem gelungen ist, die Möglichkeit war größer, diese größere Möglichkeit ist ja das, was uns beim Anhören jener alten, doch eigentlich einfältigen Geschichten so erregt.

In diesem Zitat möchte ich auf zwei Punkte hinweisen, um Missverständnisse zu vermeiden: Es ist ganz klar, das das Alte in keinem Fall besser war. Die Kritik der Wissenschaft ist kein Schritt hinter die Wissenschaft zurück. Und das zweite ist der Konnex zwischen einem leichten, nicht überladenen Gedächtnis und dem leichteren Sprechen. Es ist das aristotelische Konzept der Gemeinplätze, das hier als Möglichkeit eines Sprechens explizit wird und gleichzeitig auf einen schrecklichen Aspekt des Immer-Mehr-Wissens durch Lernen abzielt. Lernen ist als Prozess, der »im Wissen zur Ruhe kommt«, wie Deleuze und Guattari sagen, nicht unbedingt nur positiv. Lernen kann eine Sackgasse sein, und Kafkas Hund wusste sie zu umgehen, mit seiner »wissenschaftlichen Unfähigkeit, geringer Denkkraft, schlechtem Gedächtnis und vor allem in dem Außerstandesein, das wissenschaftliche Ziel mir immer vor Augen zu halten«. Dafür hat er ein anderes Ziel nie aus den Augen verloren:

Es war der Instinkt, der mich vielleicht gerade um der Wissenschaft willen, aber einer anderen Wissenschaft als sie heute geübt wird, einer allerletzten Wissenschaft, die Freiheit höher schätzen ließ als alles andere. Die Freiheit! Freilich, die Freiheit, wie sie heute möglich ist, ist ein kümmerliches Gewächs. Aber immerhin Freiheit, immerhin Besitz.

So enden die Forschungen eines einsamen Hundes, der mit der Hundeheit nicht mehr ins Gespräch kommt, mit der Forderung nach einer anderen Wissenschaft. Gegen welche Wissenschaft sich der Text aber richtet, das lässt sich dieser kleinen Zeichnung entnehmen: Ein Blick in das Pawlowsche Lernlaboratorium.

Abb. 1: *Pawlows Labor*

Kafkas Fragestellung in den *Forschungen eines Hundes*, wie ich sie verstehe, lautet: Wie kommt man aus dem Setting wieder heraus? Die Frage – und das ist wichtig – impliziert keine Kritik an dieser Wissenschaft mit einer tierschützerischen Gebärde oder Ähnlichem. Kafka stellt die Frage, was ist mit einem passiert, wenn man da drin war, und wie sieht die Welt danach aus. Es ist oft bemerkt worden, dass bei Kafka Landschaften, also Umwelten, gar nicht vorkommen. Ich bin der Ansicht, das stimmt nicht. Landschaften kommen doch vor, und zwar in der spezifischen Form, in der sie der naturwissenschaftliche Versuch hervorbringt. Dass Kafkas Landschaften – zumindest in den Erzählungen, und nur auf die beziehe ich mich – genau die Umgebungen sind, die hier auf der kleinen Zeichnung zu sehen sind. Es sind die reduzierten Umgebungen des naturwissenschaftlichen Labors, die nach der Forderung universell, das heißt überall aufbaubar, und wiederholbar sein müs-

sen. Alles Spezifische muss ihnen deshalb genommen werden. In der Hundegeschichte ist das am Park nachvollziehbar. Der Park kann überall sein, da findet sich nichts, was ihn nur in Madrid oder London oder Berlin möglich machen würde.

Auf diesen Gedanken hat mich Günther Anders gebracht. Er stellt zu Beginn seines langen Kafka-Essays mit dem Titel *Kafka. Pro und Contra* fest: »Ein biologisches Experiment in einem tierpsychologischen Institut sieht zwar gewiß nicht so ›realistisch‹ aus wie der Hagenbecksche Tierpark. Eine Kafkasche Versuchsanordnung sieht zwar gewiß nicht so realistisch aus wie ein Menschenpark von Galsworthy. Aber ihr Resultat ist realistisch.« Bei Anders ist das eher eine Analogie als eine Bestimmung der Umwelten in Kafkas Tiererzählungen. Dies hängt auch damit zusammen, dass Anders zur Zeit der ersten Abfassung 1933 den ganzen Kafka noch gar nicht kennen konnte. Anders geht es darum, von vornherein festzustellen, dass er Kafka als Realisten liest und nicht als gottverträumten Mystagogen. Die Geschichte von Anders findet sich heute im Band *Mensch ohne Welt. Schriften zur Kunst und Literatur*. Sein Essay ist selbst kafkaesk und spiegelt die Rezeptionsgeschichte Kafkas ziemlich gut wieder.¹ Doch darauf kommt es hier nicht an. Ich verdanke Anders einen tatsächlich neuen Blick auf die Texte, und gerade weil ich mit ihm in seinem zentralen Punkt nicht übereinstimme, habe ich viel von ihm gelernt. Anders wirft Kafkas Texten vor allem seine politische Unentschiedenheit vor. Das halte ich für einen Trugschluss, den man aber Anders nicht übelnehmen kann, denn über Kafkas Verbindungen zu anarchistischen Prager Gruppen war damals noch nichts bekannt, und auch ich habe dies erst Klaus Wagenbachs neu erschienener Biographie zu Franz Kafkas Jugend entnommen.²

Bei Anders fand ich das erste Mal eine Andeutung darüber, dass Kafkas Tiere nichts mehr mit den Fabeltieren La Fontaines und anderer Tiermetaphoriker zu tun haben, sondern dass Kafka etwas »fundamental Neues« mit der klassischen Fabel angestellt habe. Die Fabel funktioniert in dem Moment, in dem Mensch und Tier bereits als substantiell anders aufgefasst worden sind. Erst dann kann man Mensch und Tier bewusst austauschen. Anders verfolgt in seinem Essay diesen Gedanken nicht in Richtung der Tiere weiter. Es bleibt für ihn nur unsicher, wann der substantielle Unterschied von Mensch und Tier manifest geworden ist. Ob es bereits in prähistorischer oder erst in historischer Zeit geschah. Abweichend von Anders glaube ich, dass sich bis in die Zeit der Gründung der christlichen Kirche durch Paulus die Nicht-Unterscheidung von Mensch und Tier sozusagen unterschwellig gehalten hat und dass dies bei Kafka wieder durchbricht. In diesem Sinne behaupte ich, dass man bei Kafka auch deshalb nicht genau weiß, ob es sich um ein Tier-Werden des Menschen handelt oder um ein Mensch-Sein der sprechenden Tiere, weil er selbst diese Unterscheidung nicht macht. Es gibt in Gustav Janouchs *Gesprä-*

1 Anders beschreibt sein ambivalentes Verhältnis zu Kafka in folgendem Satz: »Aber wer gezwungen ist, kafkaesk zu leben, der liest nicht Kafka und schreibt nicht über Kafka.« In: Günther Anders: *Mensch ohne Welt. Schriften zur Kunst und Literatur*, zweite Auflage, München (Beck) 1993, S. XXXIII.

2 Der Hinweis auf Kafkas Verbindung zu Anarchisten findet sich in Klaus Wagenbach: *Franz Kafka. Biographie seiner Jugend*, 1. Auflage der Neuausgabe, Berlin (Wagenbach) 2006, S. 236–241.

chen mit Kafka einen Dialog, in dem beide auf die neuerdings wieder ins Gespräch zurückgekehrten Tiere kommen. »Es ist eine ähnliche Bewegung wie vor der großen französischen Revolution. Damals sagte man zurück zur Natur«, meint Janouch, und Kafka antwortet: »Ja doch heute geht man weiter. Man sagt es nicht nur – man tut es. Man kehrt zum Tier zurück. Das ist viel einfacher als das menschliche Dasein.«

Dies ist eine zwiespältige Passage, weil man nicht weiß, ob Kafka das nun gut findet oder nicht. Es lässt sich allerdings relativ leicht entscheiden, wenn man auf die Texte sieht. Kafkas Tiere werden, wenn sie Tiere geworden sind, sofort aufmerksam und rücksichtsvoll gegenüber den Bedürfnissen anderer. Am krassesten wohl in der *Verwandlung*, in der Gregor Samsas unglaubliche Selbstlosigkeit so traurig mit seiner jammervollen Lage kontrastiert. Aber die Verwandlung möchte ich hier genauso ausklammern wie den Affen Rotpeter in der Akademierede. Nicht weil sie so bekannt sind, sondern weil in ihnen die Metamorphose und der Missing Link zwischen Affe und Mensch körperlich werden. In den drei ›reinen‹ Tiergeschichten wird deutlicher, was Tier-Werden für Kafka heißt. Man sieht das auch daran, was er vermeidet. Es ist bei Kafka bestimmt kein Zufall, dass er den Wolf nicht in den Blick nimmt. Vor allem wenn man bedenkt, dass der Hund und der Schakal vorkommen. Bis zur methodischen Perfektionierung der DNS-Verwandtschaftsanalysen war lange unklar, ob der Hund vom Schakal oder vom Wolf abstammt. Es gab konkurrierende Theorien, und eine, die in Konrad Lorenz ihren hartnäckigsten Vertreter fand, unterschied zwischen Hunderassen, die gegenüber allen freundlich eingestellt sind und vom Schakal abstammen, und solchen, die nur einem Herren bedingungslos treu sind und vom Wolf herkommen. Den bösen Wolf also, der das Recht des Stärkeren gegenüber dem Lamm verkörpert und im Menschen in der Metapher das »viehische«, wie noch Kant das Unzivilisierte kennzeichnet, freilegt, meidet Kafka. Kein Wunder ist es demnach, wenn der Schakal in *Schakale und Araber* sagt: »Du mißverstehst uns, wir werden sie doch nicht töten [...] Wir laufen doch schon vor dem bloßen Anblick ihres lebendigen Leibes weg in reinere Luft, in die Wüste, die deshalb unsere Heimat ist.«

Das Tierische und das Tier-Werden ist bei Kafka nie das, was leider auch viele Biologen dem Tier immer zuschreiben: Aggression und freie Entfaltung der egoistischen Anteile jedes Lebewesens. Bei Kafka geht es im Tier-Werden immer um Auswege, Kleiner-Werden oder »sich verlieren in der zahllosen Menge der Helden unseres Volkes«, wie es am Ende von *Josefine, die Sängerin* über Josefine heißt. Weil die Mäuse keine Geschichte treiben, wird Josefine in »gesteigerter Erlösung vergessen sein wie alle ihre Brüder«, lautet der letzte Satz. Alle Mädchen werden Brüder, könnte man heute sagen, wenn sie zu pfeifen gelernt haben wie Josefine, die Sängerin aus dem Volk, »das über alles die freilich harmlose Schlaueit liebt, das kindliche Wispern, den freilich unschuldigen, bloß die Lippen bewegenden Tratsch, ein solches Volk kann immerhin nicht bedingungslos sich hingeben, das fühlt wohl auch Josefine, das ist es, was sie bekämpft mit aller Anstrengung ihrer schwachen Kehle«, heißt es in der Erzählung. Josefine wird einerseits verehrt, und andererseits singt sie auch nicht besser als die anderen Mäuse. Sie nimmt sozusagen nur den Platz der Künstlerin, der Virtuosa ein, den eine einnehmen muss bei den Mäusen.

Mehr nicht. Das ärgert Josefine, denn sie würde mehr aus dieser Position ableiten wollen, weil es ihr schwerfällt, überhaupt etwas zu tun, wenn sie dafür nicht bewundert wird. Weil sie aber keine Chance hat gegen den langsamen Strom des Mäusevolks, muss sie wohl oder übel durch alle Positionen, die eine Menge einem Individuum zu bieten hat, durch. Mal ragt sie heraus, wird bestaunt, mal steht sie am Rand daneben, weil sich niemand gerade bereit erklärt, irgendjemanden zu bewundern, und mal ist sie mittendrin im Mäusevolk und wird am Ende gesteigert erlöst von ihrer irdischen Plage. *Josefine, die Sängerin* spielt die Formen durch, die das Tier-Werden an Intensitäten dem Individuum bieten kann. Wer lernt, zu pfeifen wie eine Maus, der wird am Ende sich fröhlich verlieren in der Menge. Das ist die positive Meldung in der Reihe der Tiertransformationen Kafkas. Gleichzeitig ist Josefine aber auch der deutlichste Verweis auf jene Quelle, aus der für Kafka das Moment entspringt, in dem Tier und Mensch nicht unterschieden sind.

Jacob Taubes verdanke ich neben den bereits erwähnten den vielleicht heftigsten Anstoß, Kafkas Tiere auch als Tiere biologisch zu lesen. Kafka war für Taubes eine ebenso dauerpräsente Referenz wie Paulus. Taubes sah bei beiden eine unterschiedliche, aber doch nahe Auseinandersetzung mit dem, was Gesetz heißt, was ein Gesetz ist. Kafka wie Paulus waren für Taubes Intellektuelle, die Schwierigkeiten haben mit dem Gesetz, weil sie das Gesetz nicht verlässlich verstehen. Sie sind gegenüber dem Gesetz unsicher und haben beide ein unheimliches Gespür für die Herrschaft des Zufalls, gegenüber dem man machtlos ist. Ob Gott einen holt oder nicht, das kann man weder bei Paulus noch bei Kafka wissen. Erinnert sei an das anfänglich über Darwin und den Zufall Gesagte: Hier sind zwei andere Zufallsdenker, die davor allerdings erschauern. Der andere, den man erwähnen müsste, wenn es um den Zufall geht, ist Nietzsche, der den Zufall noch einmal anders überwinden wollte, doch das ist hier nicht wichtig. Mir geht es bei der Paulus-und-Kafka-Parallele allerdings nicht um das Gesetz, sondern um die Tiere oder die Natur. Von Taubes sind seine zahlreichen Anmerkungen zu Kafka leider nicht einmal bruchstückhaft schriftlich verfügbar. Es gibt jedoch eine kleine Stelle in Taubes' *Die Politische Theologie des Paulus*, die auf Kafka deutet. Taubes meint dort, Paulus habe keinen Blick für die Natur, und fährt fort: »gehen sie mal Kafkas Romane durch, ob es da einen Baum gibt. Vielleicht einen, wo ein Hund pißt. Das ist die einzige Form, in der überhaupt ein Baum auftreten kann im Schloß oder im Prozeß. Natur erscheint nur als Gericht, [...] und dennoch ist Natur eine ganz wichtige Kategorie.«³

Dahinter steckt die besonders von Paulus im *Römerbrief* entworfene Vorstellung, dass die Natur genauso wie der Mensch unter der Vergängnis der Schöpfung leidet – wörtlich in *Römer* 8, 22: »Denn wir wissen, daß alles Geschaffene insgesamt seufzt und sich schmerzlich ängstigt bis jetzt.« Unter dem Aspekt der Vergänglichkeit sind Natur, Tiere und Menschen nicht verschieden. Auch wir seufzen, wie das Tier seufzt. Hier liegt ein Schlüssel zu einer Interpretation Kafkas als Realisten, nicht als eines sich mit theologischen Fragen quälenden Mystagogen, der an sein

3 Siehe Jacob Taubes: *Die politische Theologie des Paulus*, München (Fink) 1993, S. 102.

Werk »den höchsten religiösen Maßstab anlegte«, wie Max Brod im Nachwort einer französischen Ausgabe des *Prozesses* meinte.⁴

Dass die Kreatur sich ängstigt, ist eine Erfahrung, und dass der Mensch in der Angst nicht unterschieden ist vom Tier, eine heute auch von der Biologie akzeptierte Tatsache. Sie verweist auf die Notwendigkeit einer »anderen Wissenschaft als sie heute geübt wird«. Eine andere Wissenschaft, zu deren Voraussetzungen es auch gehören müßte, Kafkas Hunde, Mäuse und Dachse als reale Tiere zu verstehen und nicht als symbolische. Die Metamorphosen, von denen Kafka in seinen Erzählungen berichtet, sind nicht als Metaphern zu verstehen, sondern als Berichte von einer Realität, die in der Lage sein könnte, eine neue Art, die Erde zu »bevölkern«, zu schaffen. Oder mit den Worten von Jacques Rancière: »Deleuze und Guattari schreiben einen *Kafka*, um diese Übermacht des Sinnlichen [in der sich die ästhetische Erfahrung des Künstlers mit der nichtmenschlichen Natur ausdrückt, C.R.] der Ausnahme der paranoiden ödipalen Herrschaft des Vaters und des Gestzes entgegenzustellen und ein Prinzip einer brüderlichen Gemeinschaft daraus zu gewinnen.«⁵ Damit bin ich am Ende meines Versuchs, anhand dreier Erzählungen Kafkas – *Forschungen eines Hundes*, *Josefine, die Sängerin* und *Der Bau* – eine Art Entwicklungslinie im Tier-Werden Kafkas aufzuzeigen, die mit dem unerziehbaren Dachs abbricht.

Kafka wurde zitiert nach der Ausgabe *Gesammelte Werke*, hg. v. Max Brod, Frankfurt a. M. (Fischer) 1983.

ABBILDUNGSNACHWEIS:

Die Abbildung zu Pawlows Labor wurde dem Band *Vom Übertier. Ein Bestiarium des Wissens* von Benjamin Bühler/Stefan Rieger, Frankfurt a. M. 2006, S. 131, entnommen.

4 Das Nachwort von Max Brod wird zitiert in der zuerst 1947 erschienenen *Le DA COSTA Encyclopédique*. Unter dem Stichwort »Escrocs [Betrüger]« wird in der Enzyklopädie der aus dem Umfeld von André Breton und Georges Bataille kommenden Da-Costa-Gruppe die gesamte bis dahin erschienene religiös-theologisch motivierte Interpretationsliteratur zu Kafka verdammt. »Müllabladen auf Kafka verboten!«, heißt es an einer Stelle. Siehe: *Die DA COSTA Enzyklopädie*, Berlin (Merve) 2008, S. 33–38.

5 In: Jacques Rancière: *Ist Kunst widerständig?*, Berlin (Merve) 2008, S. 32.